Zeitschrift: Berner Rundschau: Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 8

Artikel: Beiträge zur neueren schweizerischen Literaturgeschichte

Autor: Spitteler, Karl / Schmid, F.O.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748236

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sie locken zum Lager ihr lächelndes Kind, Und du sinnst in die schimmernde Ferne. Wo die Wiege gestanden, in Wald und Wind, Wo die Lüfte reiner und leichter sind, Da weisst du, Waldtraute, so gerne.

Rarl Renckell.



Beiträge zur neueren schweizerischen Literaturgeschichte.

II. Karl Spitteler.

Forerst ein Beispiel: Auf dem Grunde eines tiefen Wassers

liegt ein kostbarer Schatz. Der Strom der lauten Welt treibt an ihm vorbei, aber gedankenlos gleiten die Augen über die Oberfläche hinweg und niemand sieht ihn. Warum? Er liegt ja in der Tiefe! Wenn aber der freche Tag verstummt ist und langsam die Stille der Nacht auf die müden Fluren heruntersinkt, kommen scheu und verstohlen einzelne Menschen an das Ufer des Sees, jene Menschen, die die Schönheit der Welt nicht an der Oberfläche suchen, und schauen mit glanzerfüllten Augen hinab in die schweigende Tiefe, aus der das wunderbare Leuchten des Kleinods heraufflutet und ihre Seele mit Licht und Schönheit erfüllt. Und einer saat es dem andern und nun kommen immer mehr und hinter ihnen die große Menge, die die Mode ausmacht, mit ihrer platten verständnislosen Bewunderung, nun kommen auch Sinz und Kung und Stöffel und Töffel, die früher am längsten geschwiegen und am wenigsten gesehen hatten und schreien nun am lautesten ihr geschwätiges Lob von dem Schat, den sie schon längst entdeckt haben wollen, in die Welt und profanieren ihn durch ihre Zudringlichkeit.

So ging es auch mit Karl Spittelers Werken und seiner dichterischen Persönlichkeit. Die Frage, warum er, der doch gewiß einer der größten unter den lebenden Poeten ist, nicht eher weitern Kreisen bekannt

wurde, warum selbst die meisten Kritiker und Literarhistoriker, die doch sonst alles wissen, über ein Bierteljahrhundert an ihm vorübergingen. ist leicht zu beantworten. Spittelers Kunst ist in den Werken, die in erster Linie seine Bedeutung ausmachen, etwas Neues, etwas auf sich selbst Beruhendes, Konkretes und nicht von tausend gang und gäben Begriffen und Formeln Abgezogenes. Die große Welt aber liebt das Neue nicht, sie trollt am liebsten mit dem gemächlichen Strom des Bestehenden und Eingewurzelten weiter, neue Ideen muffen ihr junächst aufgezwungen werden, bis sie sich bequemt, sie in ihren geistigen Besit aufzunehmen. Aber gerade auch den Kritikern und Literarhistorikern, die der Welt dieses Neue hätten flarlegen und aufzwingen können, den eigentlichen Bermittlern zwischen den geistig Produzierenden und den geistig Genießenden. war Spittelers Art und Weise des fünstlerischen Schaffens nicht genehm. Sie konnten bei ihm eben nicht einfach klassifizieren und katalogisieren nach alter braver Gewohnheit, er wollte nicht passen auf die wohl= eingeschachtelten und verwahrten Schablonen und Begriffe und deshalb ließen sie ihn mit einem Achselzucken links liegen oder schrien sogar ein höhnisches Seht welch ein Mensch! in die Welt. Es ist in bezug auf das fünstlerische Urteil ja leider so wie Alfred Lichtwark, der bekannte Sam= burger Afthetiker, über dieses Urteil im neunzehnten Jahrhundert sagt: "Es wird sich an ihm wie an einem Experiment nachweisen lassen, daß die Kähigkeit des originellen Urteils ebenso selten vorhanden ist, wie die Gabe der originellen Produktion, und daß in der Regel nicht einmal Klarheit über das Wesen des Urteils in fünstlerischen Dingen herrscht. Man pflegt zu meinen, daß in der Anwendung von Erfahrungen und Regeln, die aus den schon vorhandenen Kunstwerken gewonnen sind, erst die werdende oder eben neu gewordene Kunst bestehe. In Wirklichkeit lassen sich die allermeisten fehlerhaften Urteile darauf zurückführen, daß vom Neuen eine Wiederholung des Alten erwartet wird."

Nun, Spitteler mag sich trösten. So wie ihm, ist es noch fast jedem wahrhaft Großen gegangen, so ging es, ganz abgesehen von den eigentslichen Klassifern, Kleist, Hebbel, Ludwig, Wagner, Böcklin, Keller und andern. Allerdings eine kleine, aber leider unter der großen Menge von Andersdenkenden fast verschwindende Zahl von Kritikern und Freunden ist immer tapfer für ihn eingetreten. Neben J. B. Widmann, wohl seinem eifrigsten und unermüdlichsten Berkünder, haben u. a. schon C. F. Mener, Friedrich Nietzsche und namentlich auch Gottfried Keller das große Talent Spittelers erkannt und gewürdigt. Gottfried Keller schrieb an Widmann jenen bekannten Brief, in dem er von "Prometheus und Epimetheus", dem Erstlingswerk des damals allersdings schon vierzigjährigen Poeten unter anderem sagt, "das Buch sei von vorn bis hinten voll der erlesensten Schönheiten."

Im Jahr 1904 erschien dann die Broschüre des bedeutenden Musikers und Komponisten Felix Weingartner: "Ein künstlerisches Erlebnis", die in hohen Tönen das Lob des Schweizer Dichters singt. Ebenso haben der "Kunstwart", dessen Mitarbeiter Spitteler seit siebzehn Jahren ist und nicht zum wenigsten auch sein Hauptverleger, Eugen Diederichs in Leipzig, große Verdienste um das allmähliche Bekanntwerden dieses Großen im Reiche der Geister. Sehr viel hat dann hiezu auch der ihm im Jahre 1905 für den "Olympischen Frühling" verliehene Bauernfeldspreis beigetragen.

Wenn man nach dem Gesagten in der nun folgenden Besprechung der einzelnen Werke Spittelers einen in den höchsten Tönen der Beswunderung schwimmenden Dithprambus erwartet, so wird man sich gestäuscht sehen. Wie jeder andere, auch die Größten nicht ausgenommen, hat Spitteler Vorzügliches, Gutes und weniger Gutes geschaffen und Pflicht des Kritisers ist es, hier eine reinliche Scheidung vorzunehmen. Aus dem Vorwiegen des einen oder andern ergibt sich ja dann von selbst der Wert der künstlerischen Gesamtpersönlichkeit, so wie sie sich im Intellekt des betreffenden Beurteilers spiegelt, und auf die es ja in erster Linie ankommt. Friedrich Sebbel hat da einmal am Schlusse einer ziemlich absprechenden Kritik des Kleistschen "Kätchen von Heilbronn" ein tapferes Wort gesprochen, das ich auch der Besprechung von Spittelers Werken zugrunde legen möchte und das heißt:

"Bielleicht sollte ich diesem verneinenden Urteil über das einzelne Stück einen Panegyrikus auf den Berfasser zu meiner Verwahrung beifügen. Aber es gibt Geister von solcher Bedeutung, daß nur die Unverschämtheit oder Dummheit sie zu loben wagt, Namen, die jedes ganz gehorsamste Adjektiv, das sich ihnen mit Räucherfaß und Fliegenwedel zur Seite stellen wollte, verzehren würden, wie das Feuer den Kranz, wenn jemand die Abgeschmacktheit beginge, ihm einen aufzusetzen... Ich werde nie zum Frühling sagen: Verzeihen Sie, Sie haben dort ein welkes Blatt! Oder zum Herbst: Nehmen Sie es ja nicht übel, aber dieser Apfel ist nur zur Hälfte rot!"

Natürlich will das nicht besagen, daß das Lob an richtiger Stelle und in richtigem Verhältnis zum Wert des Werkes nicht erlaubt sei. Es soll nur Verwahrung einlegen gegen jene einseitige und kritiklose Verhimmelung, die gerade bei plötslich berühmt gewordenen Menschen so sehr geübt wird.

Spittelers Werke zerfallen in drei sich allerdings hin und wieder mit den Grenzen eng berührende Hauptgruppen: die Prosawerke "Friedli der Kolderi", "Gustav. Ein Idyll", "Konrad der Leutnant", "Imago" und "Lachende Wahrheiten", die Inrisch=epischen Bände "Schmetterlinge", "Literarische Gleichnisse", "Balladen" und "Glocken= lieder"; dann die großen kosmisch=mythologischen Dichtungen "Extra=mundane", "Prometheus und Epimetheus" und "Olympischer Frühling".

"Friedli der Kolderi" (Verlag von Albert Müller, Zürich) enthält neben mehreren feuilletonistischen Skizzen, von denen namentlich die erste einen etwas lehrhaften Charakter trägt, und zwei Märschen, die Titelerzählung. "Eine Studie" nennt sie der Verfasser, er hätte hinzufügen können "aus dem schweizerischen Volksleben". Ohne mehr zu sein als eine Studie, gibt sie denn auch wirklich einen prächtig abgerundeten Ausschnitt aus dem schweizerischen Bauernleben, ein Stück Heimgeschichte, in der die Hauptpersonen trefflich gesehen und charakterissert sind.

Schon bedeutend höher im Wert steht dann das geradezu föstliche Idnst "Gustav" (Verlag von Albert Müller, Zürich). Diese Geschichte von dem Spenglersohn, der im Examen durchfällt, weil er eben das Zeug zu einem bedeutenden Musiker und nicht zu einem Mediziner hat, von seinen braven, aber etwas engen Eltern, dem jovialen Pfarrherrn und seinen sieben fröhlichen Töchtern, von deren schöner Freundin Ida und der Liebe zwischen ihr und Gustav, ist das Liebenswürdigste, was der Dichter je geschrieben hat. Es ist wirklich ein Idnst im vollen Sinn des Wortes, eine Geschichte so voll Sonnenschein und heimatlicher Trauslichseit, daß man das Büchlein sofort lieb gewinnt. Kein herber Mißton stört den gleichmäßigen, klaren Fluß der Erzählung, das Ganze ist von einem wundersamen Schimmer traumhaften Seelenlebens und ruhvoller Wirklichkeit umgeben, die jeweilige Stimmung ist mit großer Kunst herausgearbeitet, so daß man in jedem Moment in der Erzählung voll aufgeht und sie miterlebt.

In "Konrad der Leutnant" (Berlag von Eugen Diederichs, Leipzig) wird der Gegensatz zwischen alt und jung zum Objekt der dichterischen Darstellung gemacht, zwischen dem betagten Pfauenwirt zu Herrlisdorf und seinem Sohne Konrad. An diesem Gegensatz geht der lettere zugrunde, allerdings mehr durch einen rein äußerlichen Umstand, als an den aus diesem Gegensak mit zwingender Notwendigkeit resultierenden Verhältnissen. Mit diesem Werk, das durchaus schweizerischer Heimaterde entspringt, begibt sich Spitteler auf den Boden des poetischen Realismus, der hier bei ihm schon stark den Naturalismus streift. selbst bezeichnet die Erzählung als "Eine Darstellung" und versteht darunter "eine besondere Kunstform der Prosaerzählung mit eigentüm= lichem Ziel und mit besonderen Stilgesetzen, welche diesem Ziel als Mittel dienen. Das Ziel heißt: denkbar innigstes Miterleben der Handlung. Die Mittel dazu lauten: Einheit der Verson, Einheit der Berspektive, Stetigkeit des zeitlichen Fortschrittes. Also diejenigen Gesetze. unter welchen wir in der Wirklichkeit leben."

Ob diese "Darstellung" eine besondere Kunstform bedeutet, darüber ließe sich mit dem Dichter wohl noch streiten, das gesetzte Ziel aber hat Spitteler unzweiselhaft erreicht. Im einzelnen wäre zwar manches auszusetzen. Die handelnden Personen sprechen vielsach nicht wie Schweizersbauern, sondern wie Bücher. So sagt z. B. eine der im Psauen aufwartenden Kellnerinnen zu einer andern beim Lösen eines Rätsels: "Bertha, du bist unlogisch. Denn erstens geht Beneditt nicht, sondern stolpert; zweitens, wenn es kein Huhn ist, so kann es doch kein Mann sein, denn sonst wäre es ja kein Hahn. Drittens könnte man bei Beneditt unmöglich fragen, warum!? Man braucht ihn ja bloß anzusehen, um zu wissen warum. Sondern Brigitte, weil sie eine Gans ist."

Das könnte ungefähr ein Professor gesagt haben, aber kein Bauernsmäden. Dann ist trotz der Geschlossenheit der Handlung und der knappen, straffen Entwicklung der Geschehnisse noch vieles sprunghaft und psychologisch unausgeglichen in diesem Buch. Und doch übt das Ganze eine starke, ja fast mächtige Wirkung aus, doch ist, wie bei jedem echten Kunstwerk, der Eindruck durch die Totalität vorhanden. Man nimmt das Buch zur Hand, wird seltsam gesesselt und legt es nicht wieder weg, dis man die letzte Seite umgewendet hat. Woher kommt nun das? Ich glaube, Spitteler sieht nur die großen Vorgänge und Zusammenhänge, bei ihm geht alles aufs Typische, auf die großen Züge und deshalb vernachlässigt er — bewußt oder unbewußt — die kleinen verbindenden Glieder und psychologischen Detaillierungen.

Das zeigt sich denn auch wieder sehr ausgeprägt in dem zweiten größeren Prosawerk Spittelers, in dem erst kürzlich erschienenen "Imago" (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Auch da ist fast alles Psychoslogische, wo es sich nicht auf die Analysierung der eigenen Seele beschränkt, merkwürdig vernachlässigt und doch stimmt auch hier wiederum das Ganze, auch da wird ein starker Eindruck ausgelöst. Alles darin ist voll tiefster Empfindung, alles trägt den Stempel des innern Erlebsnisses und des innern Durcharbeitens an der Stirn.

Das Buch ist die Geschichte einer Liebe, eine Art Autobiographie. Der Held, ein bedeutender Dichter, liebt ein Weib, das er seinerzeit als Jungfrau kennen lernte und das er sich in geistiger Zuneigung verbunden wähnt. Diese Frau ist, wie er sie wiedersieht, verheiratet, aber er liebt sie trotzem mit seiner ganzen Seele, ihren Mann betrachtet er nur als seinen Statthalter, dem wohl ihr Leib gehöre, aber nichts weiter. In seiner Vorstellung ist sie noch immer das angebetete, geistig hochstehende Wesen, seine "Imago". Er sucht sich ihr mit allen möglichen Mitteln zu nähern und kommt auch mit ihr in Verührung. Da sie aber in Wirklichkeit nur eines der gewöhnlichen Dutzendweiber ist und wie ihre Umgebung dem Durchschnitt entspringt, er aber ein

Adelsmensch, der zu stolz ist, der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit Konzesssienen zu machen, gerät er in die größten Widersprüche mit seiner und ihrer Umgebung und in die tiessten seelischen Konslikte mit sich selbst. Er sieht, daß sein Ideal nicht ist, was er sich unter ihm in seinen Träumen vorgestellt hat, daß sie ihn nicht einmal liebt, daß sie kleinlich und geschwätzig ist, und doch kann er sich nicht von ihr lösen, doch vermag der Verstand nicht über das Herz zu siegen:

"So unterhielt er sich mit der Vernunft über den Fall. Deswegen wurde ihm nicht um den geringsten Grad besser; im Gegenteil. Es ging ihm wie mit den Zahnschmerzen; je mehr man daran denkt, desto ärger wird es; und wenn man versucht, nicht daran zu denken, so zwingt einen der Schmerz, an den Schmerz zu denken. Wohin sollte er aber auch seine Gedanken retten, daß sie nicht den Schmerz vorfänden? Ob er jenseits des gestirnten Simmels in die Religion, ob er in den strahlenden Schöpfungszäther der Poesie flüchtete, immer stieß er auf seine Verdammnis, immer begegnete er diesem einen unseligen lieben Menschengesicht, das ihn überall hin verfolgte, um ihn von überall her mit seinem schönen kalten Blick zu vernichten.

O ihr Gedankenlosen, die ihr über das Leid unerwiderter Liebe lächelt! Nehmt, eine Mutter sähe ihr verstorbenes Kind, ihr einziges, aus dem Grabe steigen, lieblich und schön, von Himmelsglanz verklärt; sehnsuchschreiend stürzte sie ihm entgegen; das Kind sedoch kehrte sich von ihr ab, fremden Blickes, mit verächtlichem Lippenzümpsen: "Was will mir die dort?" Würdet ihr da lächeln? Genau so war ihm zumute; das teuerste Stück seiner selbst aus ihm herausgerissen, gesondert umherwandelnd und ihn verleugnend. Und das tat so grausam, so unleidlich weh, daß er manchmal meinte, es dürfe einfach nicht sein, weil er es nicht ertragen könne."

Dieses Buch ist das Lied eines jener Menschen, die verdammt sind, mit einer starken Sehnsucht nach einer hohen Liebe im Herzen, einsam auf der Menscheit Höhen zu wandeln, weil sie diese hohe Liebe nicht sinden können oder manchmal auch nicht — zu sinden wissen. Denn ihre meistenteils zu stark nach innen gerichtete Seele verschmäht hier, namentlich geistvollen Frauen gegenüber, alle äußerlichen Dinge, alles zurs SchausTragen der heiligsten Gefühle, alle Huldigungen und Komplimente, für die die Frauen nun einmal fast durchwegs eine große Schwäche haben. Deswegen werden sie in dieser Beziehung oft vom größten Hohlkopf übertrumpst.

Der Essand "Lachende Wahrheiten" (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig) hinterläßt einen gemischten Eindruck. Neben teils weise geradezu glänzend geschriebenen Abhandlungen über die verschies densten Kunstfragen, begegnen wir langfädigen Erörterungen von allerlei Gleichgültigkeiten. So z. B. ob ein Schriftsteller einer Mutter, Verwandten oder sonst irgendwem Bücher zueignen solle oder nicht, oder ob die Bezeichnung "Altmeister Goethe", "Altvater Homer" erlaubt sei. Es tut mir immer in tiefster Seele weh, wenn ein so bedeutender Geist wie Spitteler sich mit solchen Banalitäten beschäftigt. Er überlasse dies

doch den Leuten, die nichts besseres zu tun vermögen, und denen es Bedürfnis ist, die Welt vom Krähwinklerstandpunkt aus zu schulmeistern. Solche Sachen mögen ja gut sein als Feuilleton in einer Tageszeitung, wiewohl man sie selbst dort nicht gern sehen würde. Hier aber, in diesem Bande vereinigt und mit Spittelers Name als Deckblatt, bekommen sie eine ganz andere Bedeutung.

Von den Inrisch-epischen Werken erschien zuerst der Gedichtband "Schmetterlinge" (Berlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Diese Gedichte sind nicht Lyrik im eigentlichen Sinn des Wortes, wiewohl diese in spezifischer Form darin nicht fehlt. Aber jenes vollständige Gesättiatsein von einer tieflyrischen Stimmung, jenes alle Schranken durchbrechende, aus dem innersten Serzen herausschluchzende und heraus= zitternde Gefühl, jene Wiedergabe der feinsten und bis in die letten Nervenfasern gehenden Empfindungen, ist bei Spitteler selten vorhanden. Bei ihm steht neben dem Gefühl immer noch der kühle klare Gedanke eines überlegenen Verstandes, immer kommt noch der geborene Epiker zum Ausdruck. Dafür erheben sich aber seine Gedanken zu einer Sobe. beweist er eine Größe der Gestaltungskraft und der schöpferischen Phantasie, die oft etwas Überwältigendes hat. Dies zeigt sich namentlich in den "Balladen" (Berlag von Albert Müller, Zürich), die voll Karbe und Leben, voll Abwechslung in den angeschlagenen Tönen und poll überraschender Bilder und Ideen sind.

Der falsche Bel.

Der König sprach zu Ben Hadad,

dem Herrn von Niniveh:
"Zweihunderttausend Memmen sind's

vom Wirbel bis zur Zeh!
Auf Dir ruht meine Zuversicht,

Du wagst's, Du wirst im Sturm
Die Fahne mit beherzter Faust

pflanzen auf Tyrus' Turm."
Mit diesen Worten reicht' er ihm

den goldnen Göten Bel.
"O König, Deine Zuversicht,

sie geht bei mir nicht sehl."

Es sprach's der tapfere Ben Hadad, erhob das Götterbild, Und hitzig stürmten hinter ihm die Sprer durchs Gefild. Kleiner und immer kleiner wird der Streiter Zwischenkluft, Von Schlachtgeschrei und Rossehuf erbebt die bange Luft. Jum wirren Anoten mischen sich

die beiden Heere kraus,

In dem lebendigen Anäuel pflügt

des Todes Hippe graus.

Borwärts und rückwärts setzt den Tritt

der wilde Schlachtentanz.

Fernleuchtend strahlt darüber her

der Bel im Sonnenglanz.

Schau, wie der Sprer übermacht

sich auf die Mauer türmt!

Am Abend war der Feind zerschellt,

die trotzige Burg erstürmt.

Doch als beim letzten Dämmerschein Im Siegtrompetenchor Durch eine Leichendoppelwand der König ritt durchs Tor, Da lag der brave Fähnderich todwund im Mauerbruch Und sterbend spie er seinem Herrn ins Angesicht den Fluch:

"Wer in des Todes Auge blidt, scheut Menschen nimmermehr. Die Fahne, die Du mir geliehn jum Seldenkampf, ichau her: Gefälscht der Purpur, hohl das Holz, von Blech der goldne Bel! Betrug grinst aus dem Götterbild und aus dem Schaft rinnt Mehl! Nicht daß mich mein geliebtes Weib oder mein Leben reut. Sab' ich die Feinde je gezählt? Gefahren je gescheut? Der bleiche Tod im blutigen Feld geschieht bem Krieger recht. Doch sei der Ruhm von gutem Gold und sei die Ehre echt." Sprach's, wühlte durch den Leichenpfuhl nach einem Speer und ichof Mit seiner letten Lebenskraft den König tot vom Rok.

Die Prophetenwahl.

Einen Propheten für sein Volk zu wählen, Trat vor die Burg der ungebornen Seelen Jehova. Öffnete das Geisterhaus Und gierig schwärmten die Gespenster aus. "Folgt mir," versett' er, und mit sestem Schritt Führt er sie sämtlich vor ein Alptal mit. "Seht zu, daß ihr den Gipsel nicht versehlt, Dort unten gähnt die Hölle. Also wählt!"

Die Mehrzahl taumelte den Todespfad, Ein Häuflein stieg zum Himmel schnurgerad, Ein andres tappte blindlings hin und her Und sand den rechten Weg von ungefähr.

Doch einer strich, von Satanas verflucht, Hart an der Grenze längs der Lasterschlucht, Beroch den Pfuhl, sog die verdorbne Luft, Trank lüstern jeden giftigen Moderduft. Kein Teufelsbrünnlein war so wenig rein, Er tauchte jedenfalls den Daumen drein. Bis endlich ihn sein kluger Witz bewog, Daß er im Winkel plöglich auswärts bog.

"Der ist's," sprach Gott zum Engel Raphael, "Die stärksten Seelen gehn am längsten fehl."

Die "Literarischen Gleichnisse" (Verlag von Albert Müller, Zürich) sind fast ausschließlich Satiren, die auf bestehende Verhältnisse anspielen, die die Schwächen, Torheiten und Kleinlichkeiten unserer staatlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Zustände und Einrichtungen aufs Korn nehmen. Sie sind voll Geist und Witz, voll des beißendsten Humors und von einer erstaunlichen Schlagkraft. Ein Beispiel mag dies zeigen:

Stroh im Ohr.

Das königliche Rectorat

Bon Alexandrien, edlen Eifers voll,
Schrieb einstmal nach Athen an den Senat,
Um eine Statue des Apoll,
Daran die Theorie des Schönen
Zu lehren den beflissen Musensöhnen.
Infolge der Verpackung blieb, weiß Gott wieso,
Im Ohr des Gottes angeklebt ein Büschel Stroh,
Flugs demonstrierten die gelehrten Leute
Den tiesen Sinn, welchen das Stroh bedeute,
Und alle Künstler weit und breit im Land der Palmen
Mußten fortan ein Muster nehmen an den Halmen.
Doch wer aus Unvermögen oder Unvernunft
Das Stroh versah, den stieß man aus der Künstlerzunft.

Bis Ptolomäus Megas, der Gewaltige, Kühne, Genialen Sprungs bestieg die Weltenbühne. Sein Phöbus trug das Stroh im Nasenloche. Davon datiert man eine neue Kunstepoche.

Die voriges Jahr erschienenen "Glockenlieder" (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig) enthalten neben einer Anzahl sehr schöner Gedichte zuviel des Gefünstelten und Ausgeklügelten, zuviel der gesuchten Originalität, als daß sie für die Beurteilung von Spittelers Schaffen ernsthaft ins Gewicht fallen könnten. An die Bedeutung der "Schmetterslinge" oder gar der "Balladen" reichen sie auf keinen Fall heran.

Die drei folgenden großen Hauptwerke Spittelers, die kosmisch=
mythologischen Dichtungen haben alle das Dasein zum Gegenstand ihrer
Darstellung. Nach Spitteler hat unser Dasein nicht die nötige Klarheit,
die Wirklichkeit in ihrer Gesamtheit, die ganze große Welt ist uns mehr
oder weniger fremd oder spukt dann nur verworren in den Köpfen.
Deshalb will er "das Bewußtsein ausweiten und die Vorstellung über
die kosmischen Dinge bereichern". Als Mittel zum Zweck dient ihm der
Mythos, der es ihm möglich macht, das ganze Universum in den Kreis
seiner Dichtungen einzubeziehen und "über die Wirklichkeit und Erds
oberfläche" zu gehen.

Am charafteristischsten, aber auch noch am unklarsten kommt des Dichters Sehnsucht, den ewigen Widerspruch der Welt zu lösen, für die unbegreisliche und schmerzliche Zwiespältigkeit unseres Daseins, für die immerwiederkehrende Frage "Warum" und "Wie" eine befriedigende Antwort zu sinden in "Extramundana" (Verlag von E. Diederichs, Leipzig) zum Ausdruck. Der Band enthält sieben mythische Darstellungen, die fast alle dieses Grundthema variieren. Als Ganzes genommen sind sie wohl zu dunkel und unklar ausgefallen, als daß sie einen starken Widerhall sinden könnten. Der Verfasser hat neben zahlreichen Fußenoten dem Bande noch lange Erklärungen der einzelnen Mythen beigefügt, was bei einer voll anschaulich gewordenen Dichtung auf jeden Fall nicht nötig gewesen wäre. Dafür weist aber dieses Buch im einzelnen manchmal geradezu wundervolle Stellen auf, die allein schon genügten, den großen Dichter in Spitteler zu dokumentieren.

"Prometheus und Epimetheus" (Verlag von E. Diederichs, Leipzig) ist das Erstlingswerk Spittelers. Der Grundgedanke ist der: Prometheus, der wie alle anderen mythologischen Gestalten des Versfassers mit der überlieserten Götterwelt Griechenlands kaum mehr als den Namen gemein hat, ist der in seinem eigenen Bewußtsein wurzelnde stolze Adelsmensch, der der Gemeinheit und Erbärmlichkeit der Welt gegenüber seine trotige freie Seele bewahrt, der nicht "Heit" und "Reit" sagen will und lieber alle Qualen und Leiden der Ausgestoßenheit und

Abgeschiedenheit auf sich nimmt, als daß er seine persönliche Freiheit opfert. Epimetheus aber folgt den Geseken der allgemeinen Weltklugheit und des persönlichen Borteils, er gibt die Freiheit seiner Seele, seine Individualität dahin, um König zu werden über die große Menge. Aber das rächt sich, denn die große Menge ist wandelbar und wer nicht auf sich selbst steht, wer wie sie und von ihr abhängig ist, sernt dies nur zu bald erfahren. So auch Epimetheus, dessen Reich durch Berrat und Gesinnungslosigkeit zerfällt. In seiner tiessten Erniedrigung erscheint nun als Retter der, der allein hiezu noch fähig ist, Prometheus, der sich seine freie Seele gewahrt hat und dadurch über den Dingen, über dem Sumpf und Schmutz der Gewöhnlichkeit stand.

Abgesehen von der teilweisen Weitschweifigkeit und künstlerischen Zerfahrenheit des zweiten Teils erscheint auch in diesem Buche auf den ersten Blick vieles noch in mysteriöses Dunkel gehüllt, noch vieles "hineinsgeheimnist". Sobald man sich aber, wie es jedes echte Kunstwerk verlangt, eingehend darein vertieft und es innerlich in sich aufgenommen hat, geht einem nach und nach die Größe dieses Dichtungswerkes auf. Man fühlt aus diesen Gedanken und Gleichnissen, die einem auf den ersten Blick als reine Abstraktionen erschienen, die tiese Poesie, das seltsam Wirkliche und innerlich Erlebte heraus, es ist nicht mehr eine abgezogene Welt von nebelhaften Schemen und platten Allegorien, sondern etwas ganz Ursprüngliches und wunderbar Wahres. Dies ist es auch, was Gottfried Keller in dem schon erwähnten Briese an I. V. Widmann "die selbständige Kraft und Schönheit der dunkeln Gebilde" nennt, von denen er gerührt und erstaunt ist.

Was im Vorstehenden Allgemeines über "Prometheus und Epime= theus" gesagt ist, das gilt in noch höherem Mage vom "Olympischen Frühling" (Berlag von Eugen Diederichs, Leipzig), tommt in ihm in völlig abgeklärter und ausgereifter Form zur Darstellung. wollen es gleich voraussagen, der "Olympische Frühling" ist eines der größten, wenn nicht das größte Werk der ganzen Weltliteratur der letten Jahrzehnte. Was uns in diesen vier Bänden an fünstlerischen und poetischen Werten geboten wird, das ist in einem ganzen Buche nicht zu umschreiben, geschweige denn auf wenig Seiten. Freilich, mit Schulbegriffen darf man nicht an dieses Werk heran, es ist etwas so Originales, etwas so vollständig auf sich selbst Beruhendes, daß jede Schablone daran versagen muß. Diese gewaltigen Mythen und Göttersagen konnten nur in einem Gehirn entstehen, das völlig aus Eigenem schuf. das sich ohne jede Anlehnung in Höhen erhob, wo vor ihm noch kein Menschengeist dichterische Gebilde formte. Man schließe aber daraus nicht etwa auf eine allegorisierende und schemenhafte Dichtung. Denn die Welt des "Olympischen Frühlings" steht nicht in der Luft, ohne reale

Grundlage, sondern sie ist mit dem menschlichen Dasein durch die gleichen Ideen und Probleme, durch all die brennenden Fragen, mit denen wir ringen, verknüpft, alle diese Gestalten, Zustände und Vorgänge, die uns scheinbar so ferne gerückt sind, berühren uns sofort wie etwas Eigenes. weil sie aus dem Ewigen im Menschen geschöpft sind und zum Ewigen in uns reden. Das sagt auch sofort, daß nicht Einzelschicksale, nicht das Besondere hier dargestellt wird, sondern das Allgemeine, das Schicksal der Gesamtheit. Das Geschick der ganzen Welt liegt in diesem Werke, alles ist ins Typische, ins Große gesteigert. Mit welch grandioser dichterischer Phantasie, mit welcher plastischen Kunft der Darstellung und Größe der Empfindung, mit welcher erstaunlichen Bildkraft und Schönheit und Belebtheit der Sprache dann Spitteler auch da zu gestalten weiß, davon mögen die folgenden Stellen eine Borstellung geben. Sie stehen im dritten Band und sind dessen 5. Gesang "Apoll der Entdecker" ent= nommen. Apoll fährt hier mit Artemis, seiner Freundin, im Sonnenwagen in den menschenleeren, unendlichen Weltraum hinaus nach Metakosmos, der glanzerfüllten schönen überwelt, in die er erst nach einer ichweren Prüfung Gintritt erlangt.

"Erreicht, erschwungen" rief Apoll. Der Wagen stand, Gehemmt vom trotzen Querwall einer Wolkenwand. Berworrenes Geräusch, das wonnige Laute rief, Berriet ein holdes Rätsel, das dahinter schlief. Ueber dem Wolkenscheitel schwankt' ein Schemen auf: "Wer wagt zu diesem niebetretnen Herd den Lauf? Nach welchem Ziele strebst du? was begehrst du hier?" "Zur Weltenkuppel hob mich Mut und Hochbegier, Und meine Sehnsucht sprach: zum Sieg oder Verderben. Was muß ich tun, sag an, mir Einlaß zu erwerben?" "Mit Gram und Sorge mußt du um den Schlüssel werben." "Wilksommen Sorg und Gram, der Schlüssel tut mir Not."

"Ist's also, wohl! vernimm Bedingung und Gebot: Ein Bogen wird dir werden und ein scharfer Pfeil. Kein zweiter gilt; von diesem Einz'gen hoffe Heil. In dieser Wolkenwand, dem Auge unsichtbar, Befindet sich ein Zweck nicht breiter als ein Haar. Mit dunkler Ahnung muß der Treffer dir gelingen, So wird der Vorhang fliehen und die Pforte springen. Doch hast du deinen einz'gen Pfeil umsonst verschossen, Kehr um, zieh heim; auf ewig bleibt das Tor verschlossen. Auf jetzt: Greif zu! Versammle deine Seelenangst, Ob du's errätst, ob du's erzweifelst und erbangst."

Nach diesen Worten flogen Pfeil und Bogen her. Als er den Bogen aufnahm, seufzt Apoll "Wie schwer!" Als er den Pfeil auflegte und die Sehne strengte, Beschlich ihn Zweifel, der sein Urteil trübt' und mengte. Als er die Arme zum Entscheidungsschuß erhoben Und sah nicht Ziel noch Zweck, nicht unten und nicht oben, Zur Linken keinen Deut, und rechts nicht Wink noch Rat, Wankt' er enttäuscht zurück "Ich tauge nicht zur Tat." Wohl rafft' er reuig den Entschluß von neuem wieder. Doch immer sanken Mut und Arm ihm kraftlos nieder. Bis daß zuletzt Verzweislung ihm den Willen lieh. Die Wasse legt' er aus den Händen, siel aufs Knie, Neigte das Haupt, verhüllte sich das Angesicht, Und eine Weile regt' er sich und rührte nicht. Und als er wiederum die Stirn dem Tag vertraute, Da war's ein Mann, der aus dem Jünglingsantliß schaute.

Plöglich ein Griff, ein Sprung. Und vom gespannten Bogen War Blid und Pfeil zugleich der tapfern Tat entflogen. "Weh mir und Mitleid! fehlt' ich?" frug der Schütze bang. Doch sieh, da schwankte, teilte sich der Wolkenhang, Und aus dem Schleier trat, gleich einer Jungfrau hold, Das Land der Oberwelt in Glud und Farbengold. Ein Wald von Blumen, ein Bulkan von Schmetterlingen Und Berg und Täler, laut von Silberquellenspringen. Die Sände reichten sich, ergriffen, inverschwiegen Apoll und Artemis, worauf ans Land sie stiegen. Und sieh vom Berg gebieterisch den Schemen nahn, Dess' Schatten auf dem Wolkengipfel jüngst sie sahn. Er sprach, die Sände auf Apollens Scheitel faltend: "Als dieses Landes König, meines Amtes waltend, Das mir gebührt, erklär' ich laut und feierlich: Mit Metakosmos' Inselreich belehn' ich dich. Gebirg' und Täler sollen beinen Namen tonen, Apoll. Jest aber, Sieger, lag vom Ruhm dich frönen: Dreifach, Apoll, ist beines Ruhmes Fürstenkrone: Du hast's geglaubt, das zeugt, daß Adel in dir wohne. Du hast's gewollt, das spricht, daß Seldenmut dich stählt, Du hast's gekonnt: du bist aus Tausenden erwählt. Nunmehr tritt ein, folg beinem Wunsch, lustwandle frei. Ich gruße dich, mein Werk ist all, mein Amt porbei!"

*

Und es geschah um dieses Tages Mitternacht Da sprach zu sich, aus traumbegabtem Schlaf erwacht, Apoll: "Welch geistisch Singen durch den Mondenschein Haucht aus der Höhe atmend in mein Herz hinein? Ich kenne diese Sprache, heimatlich bekannt, Und diese treue Stimme, herzlich anverwandt."

Und sieh, im Sternenhaus, vom Schlummergeist enttragen, Die Freundin Artemis, stehend im Mondenwagen. Schlafwandelnd lenkte sie durch schwindelhafte Räume Die blinde Fahrt. An ihrem Mantel hingen Träume; Phalänen huschten um die Räder. Und von ferne Folgten in leisem Zuge die erstaunten Sterne. Die Lippen öffnete die Heldin unbewußt, Die Zunge sprang, ein Hymnos quoll ihr aus der Brust:

"Ich kann es nicht verschweigen, kann es nicht verschließen, Ich jauchz' es in die Welt, und mag's die Welt verdrießen: Es überhebt sich mir das Herz, es prott, es prahlt, Weil meine Schläfen Sieg, die Schultern Ruhm umstrahlt. Nicht zwar für eigenes Berdienst aus meiner Kraft, Von einem Andern, Bessern zieh ich Lehenschaft, Bon dem ich eitel bin ein matter Widerschein, Das ist mein herr, mein Lehrer und Gebieter mein. Ein Mar an Ungeftum, ein Leu an heft'ger Stärke, Doch nicht zu Sag und Sader, jum lebend'gen Werke. Verföhnung lächelt, wo sein Augenblick geruht, Und was sein edler Finger stiftet, das ist gut. Und fragst bu nach bem Namen, wer ber Große mare, Du Tor, von wem erzählt die Oberwelt die Märe? Wes Lobes ist der Himmel und die Erde voll? Wem beugt sich selber König Zeus? Sprich aus: Apoll. Du dort, zurück! Kriech' in den Winkel, winz'ger Wicht. Schamloser Däumling, mit Apoll vergleich dich nicht. Umsonst, daß du die Zehen stredft, den Naden steifst, Erst kniest du. Alsdann sorge, ob du ihn begreifst. Doch mir, wie mochte solche Gnade mir geschehn? Ich darf ihm aufrecht in die stolzen Augen sehn. Jamahr! er duldet mich. Er gurnt nicht "fort von hier" Nein "Freundin, Freundin" gönnt des Selden Bunge mir. Drum jauchzt mein Berg, drum muß mein Sochmut überquellen. Wo ist ein Wort, ein Ton, es durch die Welt zu gellen?" So sang für sich im Traum die hehre Schläferin, Mit blinder Sand den Wagen steuernd vor sich bin. Apoll vernahm's und heimlich einen ew'gen Bund Schloß er mit Artemis im tiefsten Herzensgrund: "Ich fahre mehr in keine stolze Soh und Weite. Du ständest denn mit deinem Glauben mir zur Seite.

Ja, wahrlich ja. Und hoffe niemand zu entzweien, Die einst ins Tal Eidophane geblickt zu zweien."

Bevor wir die Bedeutung von Spittelers Poesie in ihrer Gesamtheit in Erwägung ziehen, müssen wir noch eines Momentes gedenken, das in den meisten seiner Werke stark ausgeprägt zum Ausdruck kommt und wie Grundwasser darin immer wieder aufquillt: seine Weltanschauung. Manchmal tritt diese Weltanschauung so stark hervor, daß die betreffenden Werke fast nur mehr als Gefäße für sie erscheinen, so z. B. in "Prometheus und Epimetheus", in den "Literarischen Gleichnissen", den

"Balladen" usw. Freilich gereicht ihnen der starke und meistenteils sehr subjektive Ausdruck dieser Weltanschauung keineswegs zum Nachteil, denn es ist die Weltanschauung eines für alles Hohe und Wahre ersglühten Menschen, der mit allen Mitteln des Hohnes, des Spottes und der Verachtung gegen die Dummheit und Gemeinheit, gegen die Heuchelei, Gespreiztheit und konventionelle Unwahrheit der Welt zu Felde zieht. Am bezeichnendsten ist für ihn in dieser Beziehung wohl das Gedicht, das am Schlusse der "Balladen" steht und "Schlechte Gessellschaft" betitelt ist.

Ram eines Mannes Seele jüngst gegangen, Der Erde Licht und Leben zu empfangen. Im Tale Iosaphat am Brückensteg Bertrat ein Abgeschiedner ihm den Weg. "Halt ein! Wohin?" Der Neuling sprach verwundert: "Wieso? Warum? Ins währende Iahrhundert." "Du könntest, darf ich meinen Rat empfehlen, Dir eine bessere Gesellschaft wählen.

Es ist kein Mannesmark, es ist ein Teig. Mit Fäusten tapfer, an Charafter feig. Es fehlt der Mut, der im Gewissen sitt, Der freie Geist, der frisch die Wahrheit blitt. Dudmäuser, hinter die Moral verstedt, Blinzelt ein jeder pfiffig nach Respekt. Mit Anstand ist ihr Muderherz befract; Heucheln, das Wort klingt schlecht, drum nennt man's Takt. Mit Öl und Andacht salben sie ihr haupt Bor einem Gott, an welchen feiner glaubt. Brud bis zur Behe, bis zum Moleful, Entbehren sie das erste Schamgefühl. Das Schamgefühl, den Spiegel vorzunehmen. Um vor der Weltgeschichte sich zu schämen. Denn, was erstritten unsrer Bäter Taten, Das haben sie verschachert und verraten. Ich würd' mir's doch noch einmal überdenken. Und in ein redlicher Jahrhundert schwenken."

Die Frage, welche Bedeutung Spitteler für unsere Zeit habe, ist schwer zu beantworten. Denn erstens steht er uns in seinen Hauptwerken noch zu nahe, um bereits einen sichern historischen überblick zu gewähren, und dann glaube ich, daß unsere Zeit noch gar nicht genügend spittelerzreif ist, um ihn voll verstehen und würdigen zu können. Ein kommendes Geschlecht wird in dieser Beziehung in ihm immer neue Werte entdecken, wird ihn immer höher schätzen lernen. Solche eigenwillige und ursprüngeliche Künstlernaturen, wie er eine ist, brauchen ja in der Regel ein

ganzes Menschenalter oder noch mehr, bis sie sich durchgesett haben, bis ihre Ideenwelt in den geistigen Besitz der Allgemeinheit übergegangen ist.

Vorläufig scheint mir seine Hauptbedeutung in eben dem Neuen und Originellen, in den durch seine Ursprünglichkeit der Welt gegebenen frischen Werten zu liegen. Während die "Modernen" sich abmühten, aus dem Epigonentum herauszukommen, während sie in ihrer nervösen Hast und Unruhe jeder Sensation nachliefen, sich in allerlei Sackgassen verrannten und zuletzt in der trostlosen Öde eines platten Naturalismus oder dann in der unklaren, schwülstigen Symbolik des Neuromantismus stecken blieben, hat er unser Dasein in ewigen Gleichnissen festgehalten, hat er in harmonischer Durchdringung unsere ganze Innen- und Außenwelt über die Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit hinaus zu typischer Bedeutung empor gehoben.

Noch eines dürfen wir nicht vergessen: des Dichters Persönlichkeit, die die Treue gegen sich selbst trot aller feindlichen Mächten unerschütterlich bewahrte. Der Spitteler, der vor einem Vierteljahrhundert "Prometheus und Epimetheus" schuf, ist genau der gleiche, wie der des "Olympischen Frühlings". Die Literaturmoden kamen und gingen, er kehrte sich nicht daran, machte weder nach rechts noch nach links Konzessionen, sondern ging auf seiner einsamen stolzen Söhe seinen einsamen stolzen Gang, vielleicht mit blutendem Herzen, denn es ist nicht leicht, das Beste in sich misachtet oder gar mit Füßen getreten zu sehen. Ruhig hat er seine Werke "in den unermeßlichen Abgrund der Zeit geworfen" und hat gewartet, dis sie daraus wieder hervorgehen, dis seine Stunde kommen würde. Als Arnold Böcklin siedzig Jahre alt wurde, sandte ihm der schweizerische Bundesrat folgenden Glückwunsch:

"Die Freude, daß Sie in fortgesetzter Ausübung hoher Meisterschaft edler Kunst das siebzigste Jahr erreicht haben und als glücklich ans Ziel Gelangter dastehen im vollen Sonnenglanze eines Ruhmes, der weit über die helvetische Grenzmark hinausstrahlt, diese Freude wird nicht zum wenigsten auch von der Behörde geteilt, der es gestattet ist, bei solchem seltenen Anlasse im Namen des ganzen schweizerischen Vaterslandes zu sprechen.

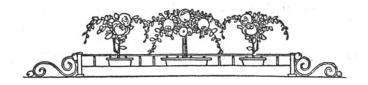
Mag Ihre Kunst, in der die Natur so wundersam Seele gewonnen hat, immerhin der ganzen Welt angehören und von den Völkern des Auslandes Ihnen frohe Huldisgung dargebracht werden —, wir können und wollen es nicht vergessen, daß Sie ein Sohn unseres Landes sind und bleiben und daß Sie dies namentlich durch den stolzen Unabshängigkeitssinn bekundet haben, der Sie in Zeiten, als Ihre neuartige Kunstausübung sast allgemein mißverstanden wurde, ruhig und zuversichtlich Ihren eigenen Weg gehen ließ. Diese unbekümmerte, furchtlose Mannestugend, wie sehr sie auch in Ihrer Persönlichkeit wurzelt, ist zugleich die wünschenswerteste Eigenschaft des wahren Republikaners. Tausend schlichten Bürgern, deren Name nicht genannt wird, ist sie ebensfalls eigen. Aber indem sie in Ihnen mit dem glücklichen Genius eines großen Künstlers sich verband, ist sie zum glänzenden Beispiel geworden.

Wir danken Ihnen dafür, hochverehrter Meister, wie für alles, was Sie zur Freude der Menschen und zum Stolz Ihres Vaterlandes hervorgebracht haben.

Möge dem mit so reichen Früchten gesegneten Herbst Ihres Lebens noch lange eine freundliche Sonne leuchten!"

Das gleiche Schreiben dürfte man schon heute auch an Spitteler senden, dessen Persönlichkeit wieder einmal beweist, daß zu einem wahrhaft großen Künstler auch ein wahrhaft großer Mensch gehört.

F. D. Schmid.



Unterwegs.

Ein Reisefragment.

gerfaserte Wolkenbänder trieben am verstürmten Himmel, grau und lila, und ein heftiger Wind empfing mich, als ich am Vormittag nicht zu früh meine Weiterreise antrat. Bald war ich oben auf dem Hügelkamm und sah das Städtchen, das Schloß, die Kirche und den kleinen Bootshafen wieder eng und spielzeughaft am Gestade

unter mir liegen. Schnurrige Geschichten aus den Zeiten meines früheren Hierwohnens fielen mir ein und machten mich lachen. Das konnte ich brauchen, denn je näher ich dem Ziel meiner Wanderungen rückte, desto befangener und schwüler wurde mir, ohne daß ich es mir gestehen mochte, ums Herz.

Das Gehen in der fühlen sausenden Luft tat mir wohl. Ich hörte dem ungestümen Winde zu und sah im Vorwärtsschreiten auf dem Gratsteig mit aufregender Wonne die Landschaft weiter und gewaltiger werden. Von Nordost her hellte der Himmel auf, dort hinüber ward die Aussicht frei und zeigte lange, bläuliche Gebirgszüge in großartiger Ordnung aufgebaut.

Der Wind nahm zu, je höher ich kam. Er sang herbstlich toll mit Stöhnen und mit Lachen, fabelhafte Leidenschaften andeutend, neben welchen unsere nur Kindereien wären. Er schrie mir nie gehörte urweltliche Namen ins Ohr, wie Namen alter Götter. Er strich über den ganzen Himmel hinweg die irrenden Wolkentrümmer zu parallelen